

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 7 (1931)
Heft: 44

Artikel: Das Opfer des Kaspar Freuler [Fortsetzung]
Autor: Wiegand, Carl Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Opfer des Kaspar Freuler

ROMAN VON CARL FRIEDRICH WIEGAND

(1. Fortsetzung)

Der junge Bankünstler war der Meister Hans Jakob Fries, ein Mann von dreißig Jahren, blassem Gesichte und großen dunklen Augen. Er war ein entschlossener Mensch, trug einen gepflegten Schwarzbart und eine verwegen sitzende Samtmütze.

An der Kreuzgasse in Mollis, da sich in Näfels ein geeignetes Unterkommen nicht gefunden hatte, mietete Kaspar Freuler in einem Herrenhaus das dritte Stockwerk, wo der junge Architekt seine Werkstatt aufschlug.

Schon Ende Juli unterbreitete Meister Fries die Grundrisse der einzelnen Geschosse, die Quer- und Längsschnitte des Hauptgebäudes und die farbige Darstellung der Haupt- und Seitenfassade seinem gestrengen Bauherrn. Die Gattin Freulers, die sich sowohl in Süddeutschland, als auch in Italien auf größeren Reisen umgeblüht hatte, vergaß vorübergehend ihren Schmerz und geriet über die Entwürfe in lebhaft Freude.

Allein der Oberst war nicht zufrieden. Er verlangte einen Entwurf mit einem schönen Ehrenhof, mit Remisen und Stallungen in einer einheitlichen Lösung. Als er jedoch die Kosten für einen solchen Bau erfuhr, hielt er mit weiteren Vorschlägen zurück, setzte es aber durch, worauf der süddeutsche Meister nunmehr einging, daß neben dem Hauptgebäude, das wesentlich dem Empfang des Königs dienen sollte, ein Seitenflügel angebaut werde. Der erste Stock des Palastes sei als Wohnung des Königs und der Königin gedacht, der zweite Stock für das Gefolge. Ein besonders schöner Raum sei hier für seine Gattin zu entwerfen. Er selbst wollte mit der Palastwache und Dienerschaft im Seitenflügel untergebracht sein; der Gesamteindruck des Hauptbaues dürfe durch nichts gestört, und die festliche Bereitschaft für den Empfang des Königs müsse allezeit gewahrt werden.

Hans Jakob Fries zerriß vor den Augen des Obersten die alten Pläne, als wäre dies alles etwas Nichtiges und setzte sich von neuem an die Arbeit.

Auf die Frage des Obersten, ob er auch in der Lage sei, die Architektur der Innenräume in jeder Einzelheit zu entwerfen, gestand er, daß gerade diese Arbeit ihn am meisten locke. Er empfahl für die Ausführung des Stuck einen Comasker Meister und für den prunkvollen Holzschnitzschmuck der Decken und Wände einen namhaften Kunstschreiner und Intarsisten aus Ulm, namens Josef Burgmoos, der schon einmal mit ihm zusammen in Italien an einem ähnlichen Bau gearbeitet und hohes Lob verdient habe. Dieser besitze auch die Verbindungen mit den Kunstschnitzern und Kunstschreibern, die notwendigerweise zur Arbeit herangezogen werden müßten.

Als Meister Fries die ersten Pläne zerrissen hatte, trafen seine Augen die Blicke der Frau Margarita. Und als er jetzt die Abänderungen, die der Oberst befahl, mit Gleichmut entgegennahm, reichte sie ihm stark die Hand und sagte in Gegenwart ihres Gatten:



Ludwig XIII.
König von Frankreich
1601 – 1643

«Meister Fries, man muß sich nicht entmutigen lassen!»

Mit Verwunderung und Kopfschütteln hatten die Näfeler Leute das Auftreten des Obersten beobachtet, und es dauerte nicht lange, so machte sich eine allgemeine Mißbilligung breit, da das herrische Wesen Freulers als ein Wandel in seinem Charakter empfunden wurde. Früher, wenn der Kommandant des Schweizer Garderegiments auf kurzen Urlaub nach Hause kam, freute sich die gesamte Dorfjugend auf sein Erscheinen. Er zeigte sich unter den Menschen, war freundlich und gesprächig, veranstaltete für die Kinder Feste, zeigte sich als guter Schütze, und am Tag vor seiner Abreise gab es jeweilen eine schöne Beleuchtung des gesamten Ortes, bei der er bunte Feuer, die er aus Frankreich mitgebracht hatte, abbrannte und Feuerspiele in die Luft gehen ließ. Am Jahrestag der Schlacht von 1388 täuschte er einmal eine große Beschießung von Näfels vor, die mit Gesang und Tanz in allen Wirtschaften schloß. Im vergangenen Jahre hatte er noch alle Kampforte der Schlacht von Näfels, vom Schneisingen bis zur Linth, festlich beleuchten lassen und stand am Abend, als die Schatten vom Rauti ins Tal fielen, an der Sendlen, dem Hauptpunkt der Schlacht, inmitten der Menge, als eiserner Mann, jedem Kinde eingeprägt als große Gestalt, in Helm, Halsberge, Brustharnisch und Beinkreben, das Kreuzschwert zwischen den Füßen, angestrahlt vom roten Fackellicht, ein Turm der Achtung. Und heute? Verschlössen, innerlich gespannt und abweisend, verkehrte er mit den Menschen nur in einem Tone des Befehlens. Ja bei jeder Kleinigkeit wurde er aufbrausend, zornig und stampte mit dem Fuße, wenn die Dinge nicht nach seinem Willen gingen.

Seiner Autorität war es gelungen, daß seine Anliegen, allerdings widerwillig und gegen schweres Geld, ihre Scheunen abreißen ließen. Nachgiebigkeit nahm er als etwas Selbstverständliches hin, und der Widerstand, auf den er stieß, schien ihm Freude zu bereiten.

Jahrelang hatte er den Pachtzins gestundet, den er nun rücksichtslos eintrieb. Er benutzte dazu einen Amtsschreiber aus Niederurnen, dessen unsympathisches Äußere die strenge Pflicht, die er ausübte, noch widerwärtiger machte. Bedenken, die dieser beim Obersten geltend machte, erwiderte der Oberst mit dem immer wiederkehrenden Worte:

«Ihr wißt, ich kann nicht warten.»

Er brauchte Nutzholz für die Bauten, aber noch mehr verkaufte er mit großem Gewinn. Uebel vermerkt wurde ihm, daß er in seinen Waldungen große Kahlschläge vornehmen ließ, die dem im Frühjahr und Herbst durch das Tal brausenden Föhnwind gefährliche Einbruchstellen gab.

Seit Jahren geschlichtete Erbstreitigkeiten grub er neu auf und verfocht sie mit Unnachsichtigkeit. Aufsehen erregte es, als er gegen die Verwandten seiner Frau, mit denen er seither in leidlichem Einvernehmen gelebt hatte, mit Prozessen vorging, so daß sein Neffe, der ihn bei der Bauleitung unterstützt hatte, Näfels verließ.

«Genügt es denn nicht, wenn ich dir mein ganzes Vermögen zur Verfügung stelle?» fragte Frau Margarita, um ihn davon abzuhalten, sich die Sympathien in ihrer Familie zu verschmerzen.

«Ich muß mich vorsehen», antwortete der Oberst, «ich muß große Summen zur Verfügung haben. Ein Bauherr, der keine Rücklagen besitzt, baut nicht für sich, sondern für einen andern.»

Die Ungeduld Freulers mußte warten lernen.

Abgestoßen durch das veränderte Wesen des Obersten, legten die Näfeler Arbeiter und die er aus der nächsten Umgebung herangezogen hatte, das Werkzeug aus der Hand. Die Italiener, die Hans Jakob Fries gewonnen hatte, verließen beim ersten Schnee, Ende November, die Baustätte.

In Zorn und Verzweiflung saß er abends bei der Lampe «Im Schlüssels», schrieb Briefe nach vielen Seiten und rechnete, erhielt aber keinen andern Rat, als die gesamte Arbeit im Winter ruhen zu lassen.

Soviel an den Plänen im einzelnen gefördert werden konnte, schaffte der Meister, und die Vorbereitungen für die Wiederaufnahme der Bauarbeiten im Frühling fanden ihn wohlgerüstet.

Es wurde ein strenger Winter, und als das Tauwetter im März 1638 eintrat, drang das Wasser von der hochgehenden Linth in den Baugrund hinein, so daß vieles, was im Herbst begonnen war, vernichtet schien. Die Unruhe Freulers war auf das höchste gestiegen, kein Mensch konnte mehr mit ihm auskommen, auch gegen seine Gattin zeigte er ein verändertes Wesen.

«Das einfachste wäre doch», sagte die kluge Frau, «wenn du verhindertest, daß der königliche Hof in diesem Jahr nach Näfels kommt.»

Verständnislos schaute er sie an und erwiderte: «Es ist des Königs Versprechen, sobald als möglich zu kommen. Wie stehe ich da? Ich bin beschämt und lächerlich gemacht, ich bin vernichtet.»

Und Frau Margarita erwiderte:

«Wenn der allerchristlichste König wüßte, was sein Wort angerichtet hat, würde er gern auf seinen Besuch verzichten.»

Da verwarf der Oberst beide Hände.

«Ich habe dem König Treue geschworen. Wie kann ich verhindern, daß der König sein Versprechen wahrmacht?»

«Sehr einfach», sagte Frau Margarita kühl und überlegen: «Nimm deinen Dienst in Frankreich sofort wieder auf, ein Besuch des Königs ist doch nur möglich, wenn du hier bist. Die Pläne sind so gut als fertig, die Arbeit wird ohne dich nicht langsamer vorstatten gehen.»

Das leuchtete Freuler ein, wenn er es auch nicht eingestehen wollte. Er blieb noch einige Wochen, dann rüstete er seine Abreise. Sein Vetter Dietrich Freuler auf Schloß Berenburg versprach ihm, so oft die Bewirtschaftung seiner Güter es zuließ, nach Näfels zu fahren, um die Arbeiten zu beaufsichtigen.

Die Erfahrungen, die Freuler mit Meister Fries gemacht hatte, stimmten ihn zuversichtlich, und die Fähigkeiten seiner Gattin, die sich in die Absichten ihres willensstarken Mannes gefügt, erweckten in ihm das Vertrauen, ohne Sorgen reisen zu können.

Der Abschied von Frau Margarita war ein herzlicher. Er fühlte in dieser Stunde mehr als je, wie sehr sie ihm seelisch überlegen war und verschloß sich auch nicht der Erwägung, wie viel besser es sei, Zeit zwischen gestern und morgen zu legen, damit die Mißstimmung im Glarner Land, die er allzu deutlich gespürt, sich mindern und allmählich verschwinden konnte, und er empfand den Raum, den er auf seiner Reise zwischen sich und Näfels legte, als ein Heilmittel für alle seine Bedrückungen.

IV.

Bei seiner Ankunft in Paris fand Freuler die Stadt wie im Aufruhr.

Auf dem Wege zur Kaserne der Schweizergarden traf er auf eine große Kavalkade, vor der die Menge auseinanderstob. Hundert Berittene voraus, hundert hinterher, in der Mitte die Karosse Richelieus, tief verhängt. Nur so konnte der Kardinal sich noch in die Öffentlichkeit wagen.

Freuler meldete sich beim Marschall Bassompierre, der ihn mit dem Marquis de la Meilleraye lebhaft begrüßte. Beide Vorgesetzten versicherten ihm, daß seine Anwesenheit nötiger sei als je. Die Schweizergarde sei in Auflösung.

Freuler begab sich sofort in die Kaserne und alarmierte sämtliche Kompagnien. Von dreißig Abteilungen traten nur zweiundzwanzig an. Acht Kompagnien waren von der Regierung entlassen worden. Die Offiziere, die fast vollzählig sich meldeten, erstatteten Rapport.

Das Schweizer Garderegiment, das bei Freulers Abreise über viertausend Mannschaften gezählt hatte, war auf zweitausendachtundert Soldaten zusammengeschrumpft. Die Entlassung von acht Kompagnien hatte die Regierung verfügt, weil der königliche Schatzmeister keinen andern Ausweg mehr sah. Die Stimmung der Offiziere war eine verzweifelte. Aus ihren Rapporten entnahm Freuler, daß die Soldzahlungen ausgeblieben seien.

Die Truppen hielten dazu still, wenn die Verpflegung zu wünschen übrigließ; sie kamen auch darüber hinweg, daß der Ersatz der Uniformen, der in den Kapitulationen festgelegt war, nicht regelmäßig stattfand. Sie ertrugen es, wenn die Montierungsstücke immer wieder ausgebessert wurden, allein in den letzten Monaten sei die Verköstigung nach Maß und Zubereitung stark zurückgegangen, und die Verpflegung der Kranken spottete jeder Beschreibung. Die in den Straßenkämpfen Verwundeten seien tagelang in der Gasse liegengeblieben. Das einzige, was die treugebliebenen Truppen in Frankreich hielt, wäre die Liebe zum Hofe und die Anhänglichkeit an das Königshaus.

Freuler erfuhr, daß die vermögenden Hauptleute den Kompagnien aus eigener Tasche einen Teil der Löhnung vorgeschossen hatten. Die weniger gut Gestellten mußten sehen, wie sie mit den Unzufriedenen auskamen. Ein Hauptmann aus Neuenburg, der sein gesamtes Vermögen geopfert, hatte sich das Leben genommen, und der Hauptmann Pierre de Vallis nur mit Mühe eine Meuterei unterdrückt, da

die Truppen willens waren, nach St. Germain-en-Laye zu marschieren. Ungezählte hatten die Kapitulation gebrochen und waren mit der Drohung heimmarschiert, ihr Recht bei den schweizerischen Ständen zu suchen, mit denen die Verträge abgeschlossen worden waren. Freuler ließ die Truppen abtreten, konsignierte das gesamte Regiment für achtundvierzig Stunden in die Kaserne. Jeder Urlaub wurde aufgehoben. Er befahl eine Besichtigung für den kommenden Morgen.

Wie ein Aufatmen begrüßten die Offiziere die Rückkunft des Obersten.

Der Generalkommissar der Finanzen, Barbin, zu dem Freuler alsbald sich begab, suchte mit allen Mitteln Freuler zu beruhigen, versprach, im Laufe des Jahres die Gelder zu beschaffen, für die Nachlieferung der Uniformen und sonstigen Ausrüstungsstücke besorgt zu sein und spätestens am 1. Juli eine Teilzahlung von zweihunderttausend französischen Pfund für die rückständigen Soldbeträge zu leisten. Nur gegenwärtig sei er nicht in der Lage, mehr als eine Sicherstellung der nicht bezahlten Beträge zu versprechen, damit Vertrauen, Ruhe und Ordnung einkehre.

Am andern Morgen ließ der Oberst das Schweizerregiment unter Kriegswaffen im Viereck antreten und, nach Rücksprache mit den Offizieren und Einsicht in die Akten, in jeder Kompagnie die Fehlbaren vor die Front treten und für die Untersuchung abführen. Die Schlimmsten schied er unnachsichtlich aus.

Er saß im Sattel, in Helm und Harnisch und hielt, vom Pferde herab, eine Ansprache an die Truppen in schneidenden Worten. Er sprach von der Ehre, der Allerchristlichen Majestät zu dienen, von der Treue zur Fahne, vom soldatischen Pflicht- und Verantwortungsgefühl. Er bezeichnete es als eine Selbstverständlichkeit, die mageren Tage im Frieden hinzunehmen wie die in Kriegszeiten. Er erinnerte an den bewährten Opfermut der Garde, an das tapfere Vorbild der Schweizertruppen, nannte das Regiment den Kern der französischen Armee, das ein Beispiel zu geben habe, heute und in Zukunft, wie die ruhmvolle Vergangenheit es verlange.

Auf nachmittags drei Uhr ordnete er einen Appell an für die Lohnzahlung.

Er schoß aus eigener Tasche den Sold für die letzten drei Monate vor.

Dieser Opfersinn Freulers hatte bei der französischen Regierung und dem Könige den besten Eindruck hinterlassen, und da man den praktischen Rat des klugen Offiziers häufiger schon in Anspruch genommen hatte und dabei gut gefahren war, befahl ihn Richelieu zur Audienz. Die Aufforderung kam dem Obersten sehr gelegen.

Als Freuler am ersten Abend, um ein Wiedersehen mit den Offizieren zu feiern, in ihrer Messe mit ihnen zusammensaß, war Hauptmann von Sury aus Solothurn auf ihn zugefahren, um ihm mitzuteilen, was die ganze Garde schon wisse, daß der große Geldmangel der Regierung daher käme, daß Richelieu große Beträge für die protestantische Sache in Deutschland opfere. Die Wege des Kardinals seien bisher durchsichtig gewesen. Er habe im unablässigen Kampfe die Hugenotten niedergeworfen und zum größten Teil mit dem Blute der Schweizergarden die teuersten Siege erkaufte. Jetzt, da die Not in der Bevölkerung aufs höchste gestiegen sei, würden die nötigsten Staatsgelder aus Ausland verschleudert und gar die Protestanten in Deutschland, die man hier im Lande bis aufs Blut verfolgt habe, mit Riesensummen unterstützt. Der König und der Kardinal dürften sich nicht auf der Straße zeigen, nur unter schwerer Bedeckung, und Richelieu habe sich eine eigene Leibgarde zugeordnet in der Höhe von zweihundert Mann, da er sonst seines Lebens nicht sicher sei. Jetzt, da die Regierung, wie nie zuvor, auf die Schweizergarden angewiesen sei, wäre der Augenblick gegeben, um eine deutliche Anfrage zu stellen. Dafür habe man nicht zweihundert hugenottische Festungen, darunter La Rochelle und Montauban, erobert und geschleift, um nun still zuzusehen, wie in Deutschland die Protestanten unterstützt würden. Es bestehe außerdem die Absicht, wie Marschall Bassompierre habe verlauten lassen, mit den Protestanten militärisch gemeinsame Sache zu machen, um gegen die Kaiserlichen zu marschieren. Auch andere Hauptleute beteiligten sich an dem Gespräch, bestimmten den Obersten, in der verworrenen Angelegenheit auf den Kern zu dringen und Auskunft zu fordern.

Die Frage wurde aufgeworfen, ob man keine Meinung äußern dürfe, eine sinnlos kämpfende Masse sei, die man nach Gutedünken bald hier-, bald dort hin werfen könne, gerade gut genug, ihr Blut zu vergießen.

Ulysses von Salis sagte:

«Wir sind die Garde des Königs, wir dienen Frankreich gern, wir haben es oft bewiesen, aber Sinn und Verstand hat unser Dienst nur dann, wenn wir uns selbst getreu bleiben. Wenn man unsern Arm und unser Schwert haben will, dann müssen wir auch mit dem Herzen dabei sein. Ein Conditioniere wird nicht gefragt. Ein Söldner hat nur zu gehorchen, aber die Garde des Königs von Frankreich hat das Recht, Auskunft zu verlangen.»

Kaspar Freuler war während dieses Ansturms der Meinungen sehr schweigsam geworden. Gedanken, die ihm schon häufig aufgestiegen, sprachen seine Offiziere aus. Er wußte noch viel mehr, hatte des Bedrückenden genug erlebt, durfte dies aber nicht laut werden lassen, um das Zutrauen seiner Leute nicht zu gefährden. Aus dem, was er vernommen, sprach fast der Geist der Empörung. Da galt es, schnell einzugreifen. Vor allem war er darauf bedacht, zu verhindern, daß nicht der geringste Zweifel an der Treue der Mannschaften bei Hofe aufkam. Seine schwer erkämpfte und mit großen Opfern errungene Stellung wollte er unter allen Umständen wahren; die Gunst der Königin und die wiederholt bezeugte Gnade des Königs waren der Sonnenschein, den er zum Leben brauchte.

Er erhob sich wie unter einer schweren Last. Während er umschallte, gab er die kurze Versicherung ab, daß er zum Rechten sehen wolle und verschob eine weitere Auseinandersetzung auf eine günstigere Stunde.

Richelieu empfing den Gardeobersten in einem großen Saale. Er stand an einem Tisch auf einem kleinen Teppich und näherte sich keinen Schritt. Er ließ den Obersten herankommen, reichte ihm die Hand, lächelte, lud aber nicht zum Sitzen ein und sagte nach flüchtigem Gruß und der Freudenbezeugung, daß der Oberst gesund zurückgekehrt sei:

«Ich denke, Herr Oberst, daß durch Euer Eingreifen die Garde wieder in Ordnung gekommen ist. Die Regierung hat beschlossen, eine Gesandtschaft unter Führung des Comte d'Aiguillon nach der Schweiz zu senden, um in Glarus, Zürich, Luzern, Bern und Neuenburg die Werbung für die Schweizergarde erneut einzuleiten, mit neuen Bedingungen für die Kapitulationen, wenn möglich auf mehrere Jahre. Zwei Oberste, Jean de Monfort und Olivier Clisson, werden den Grafen begleiten.»

«Ich verspreche mir keinen Erfolg», sagte Freuler kurz, und als Richelieu erstaunt mit den Augenbrauen zuckte, berichtete Freuler freimütig über die Stimmung in der Schweiz wegen der von französischer Seite nicht eingehaltenen Kapitulationen, wegen der Soldrückstände und älteren Verpflichtungen. Mit Selbstsicherheit erörterte Freuler das Gerücht, daß erhebliche Staatsgelder an die Protestanten in Deutschland, besonders an die Schweden, geflossen seien und frag an, ob die Absicht bestehe, im deutschen Krieg mit den Schweden gemeinsame Sache gegen die Kaiserlichen zu machen.

Während Freuler redete, veränderte sich die Miene Richelieus in sprechender Weise. Er hielt die beiden Hände hoch über der Brust gefaltet. Zuerst sehr ernst geworden, hob er allmählich die Augenbrauen, kniff die Augen zusammen mit hundert Fältchen, so daß sein Gesicht den Ausdruck eines unterdrückten Lächelns bekam, ließ dann plötzlich die Gesichtszüge fallen und spitzte den Mund, indem er ganz leise den Kopf schüttelte, so daß seine Antwort auf den Zügen stand, ehe er den Mund öffnete. Und er sprach in einem Tone, als wenn eine Mutter einen altklugen jungen Sohn, der sich vorgewagt hat, in die Schranken zurückzuweisen sucht:

«Mein lieber Herr Oberst von Freuler, das sind politische Angelegenheiten, über die Ihr Euch nicht weiter den Kopf zerbrechen müßt. Ich habe im Augenblick keine Zeit. Am besten ist, Ihr sprecht darüber mit Père Joseph.»

Damit verneigte sich Richelieu und ließ den Obersten stehen. Unmöglich konnte Richelieu dem Pater Aufschluß und Weisung erteilt haben, denn nach knapp einer Minute erschien er schon in der Tür. Da Père Joseph, das Faktotum Richelieus, alles wußte, was Freuler vorgebracht hatte, mußte der Unsichtbare irgendwo das Gespräch mitangehört haben.

(Fortsetzung Seite 1400)

Tiefgebeugt, mit hängenden Armen, weit den Kopf nach vorn, wackelte er herein und nahm, als er vor dem Soldaten stand, die beiden Hände auf den Rücken, indem er den Kopf seitlich einen Moment zur Höhe des Obersten hob und gleich wieder fallen ließ. In dem verwelkten Gesicht standen zwei entzündete Augen, und wenn er beim Gespräche seitlich den Kopf hob, was er in regelmäßigen Zwischenräumen tat, dann sah man keine Farbe im Auge, sondern nur trüben den entzündeten Lidern einen Teil des trübenden Augapfels. Er begann sofort, ohne den Obersten zu Wort kommen zu lassen, die Angelegenheit zu erörtern.

«Mein Herr Oberst, in der Offiziersmesse der königlichen Garde ist es am Abend Eurer Ankunft sehr lebhaft zugegangen. Wir haben von diesen Dingen Kenntnis, und es scheint, daß Ihr diese Angelegenheiten mit uns besprechen wollt.»

«So ist es», bestätigte der Oberst.

«Laßt mich zuerst reden!» sagte Père Joseph.

«Frankreich schuldet den Schweizerständen und -garden namhafte Beträge, die aber in gar keinem Verhältnis stehen zu den großen Summen, die in Menschenaltern in die Schweiz geflossen sind. Gewiß, Tausende Eurer Landsleute haben für uns gebetet, Tausende aber auch Wohlstand erworben, und ich frage: Beruht der Reichtum mancher Eurer Länder und vieler Eurer Rats Herrn nicht auf den großen Jahrgeldern und Pensionen, die wir regelmäßig, auch in schweren Zeiten, gezahlt haben? Ihr selbst, Herr Oberst, und Euer großer Vorfahr Gallati seid wohlhabende Männer geworden. Ihr seid sogar in der Lage gewesen, die Soldzahlungen der letzten drei Monate aus eigener Tasche vorzuschließen. Seid dafür unseres Dankes gewiß, und es soll Euer Schaden nicht sein. Barbin ist angewiesen worden, bei erster Gelegenheit Eure Vorlagen zurückzuzahlen.

Die ruhmvolle Schweizergarde und Ihr, lieber Herr Oberst, habt das Menschenmögliche getan, die Einheit Frankreichs herbeiführen zu helfen. Und nun habt Ihr dem Herrn Kardinal die Frage gestellt, ob die Schweizergarden auch noch eine andere Verwendung finden sollen als in den noch nicht abgeschlossenen Kämpfen gegen die Hugenotten. Wir befinden uns, Herr Oberst, in der schwierigsten Lage. Ihr habt es selbst miterlebt, was es heißt, einen Staat im Staate zu bekämpfen, und Euer Name ist verknüpft mit dem Sieg über eine Bewegung, die mit siebenhundert Pfarreien und über siebentaussend angesehenen Edelleuten ein Fremdkörper in unserm Lande bedeutete, den man beseitigen mußte. Die kleinen Unruhen hier in Paris, die aus augenblicklicher Not hervorgegangen sind, berühre ich nicht, da wir sie hinnehmen müssen wie den Wechsel der Jahreszeiten und die Ungunst der Witterung. Wie Ihr richtig vermutet, wenden wir von nun an die Blicke nach außen. Frankreich befindet sich in einer bedrückenden Umklammerung durch Spanien. Wir haben zur See noch keine freie Hand, obwohl die spanische 'Armada' vernichtet wurde. Allein der König von Spanien hat bereits diesseits der Pyrenäen Fuß gefaßt. Spanien ist mit dem Hause Oesterreich verwandtschaftlich auf das engste verbunden, sein mächtiger Einfluß regiert sowohl in den Niederlanden als auch in der Freigrafschaft von Burgund. Wir verlangen freie Hand, wir müssen aus dieser Umklammerung heraus. Wie dies am besten zu bewerkstelligen, ist die Sorge und Aufgabe der Regierung. Religiöse Fragen, die Euch und Eure Landsleute bedrücken könnten, spielen hier nicht die geringste Rolle. Seine Allerchristlichste Majestät darf auch davor nicht zurückschrecken, gegen die Kaiserlichen den Kampf aufzunehmen. Die Wege, die wir dabei einschlagen, sind ebenfalls eine Angelegenheit der Regierung. Jeder Feind Spaniens ist unsere Freund. Ihr habt in der Schweiz, in Graubünden, es selbst erfahren und am eigenen Leibe gespürt, wie weit der Machthunger Madrids reicht. Wir vertrauen in diesem Kampfe gegen Spanien und seine Verbündeten auf die Mithilfe unserer Garden.»

Père Joseph sah einen Moment auf. Wie ein Strom waren seine Worte, leise und im selben Tonfall gesprochen, wie etwas auswendig Gelerntes, in die Stille gefallen. Er machte eine kleine Atempause und fuhr fort:

Und zum Schlusse das Wichtigste: Die Gnade der Könige ist ein wandelbares Gut. Ihr, mein lieber Herr Oberst, besitzt die Huld der Majestäten im reichsten Maße. Bringt nicht unsere gute Absicht in Gefahr! Tut nichts, was die allerhöchsten Herrschaften nötigen könnte, den für beide Länder wert-

vollen Plan, Eure Heimat zu besuchen, aufzugeben. Ich hoffe, Herr Oberst, daß Ihr mich verstanden habt, und damit Gott befohlen!»

Père Joseph reichte Freuler die Hand und lief mit kleinen Schritten, den Kopf voraus, die Hände auf dem Rücken, schnell den Weg zurück, den er gekommen war.

Auf den Treppen des Palastes standen auf jeder dritten Stufe, zur Linken und zur Rechten, die Bewaffneten der Leibgarde Richelieus und vor jeder Tür zwei geharnischte Pikenierte.

In seiner Wohnung angekommen, überdachte der Oberst das seltsame Ergebnis dieser Audienz, in der er keinen Augenblick zu Worte gekommen war. Ein eiskaltes Gefühl beschlich ihn. Zum erstenmal sah er tiefer in die Gründe und Abgründe einer Staatskunst hinein, die er nicht begriff. Er kam sich vor wie ein Knabe, der in den Schuß eines Webstuhls gefaßt hatte und von dem blanken Schiff scharf getroffen worden war. Er sah das bunte Garn eines Getriebes, konnte aber das Muster dessen, was da werden sollte, nicht erkennen. Wie ein

ZUM ALLERSEELENTAG

Denk' es, o Seele!

Ein Lännlein grünet wo,
wer weiß, im Walde,
ein Rosenkraut, wer sagt,
in welchem Garten?
Sie sind eclefen schon,
denk' es, o Seele,
auf deinem Grab zu wurzeln
und zu wachsen.

Zwei schwarze Köpfelein weiden
auf der Wiese,
sie heften heim zur Stadt
in muntren Sprüngen.
Sie werden schrittweis' gehn
mit deiner Leiche;
vielleicht, vielleicht noch eh'
an ihren Füßen
das Eisen los wird,
das ich kligen sehe!

Eduard Mörike

Glück kam es ihm vor, daß er die Verantwortung für die Künste dieses Staatslenkers nicht zu tragen brauchte. Hier nicht denken zu müssen, war der einzige Ausweg. Er beugte sich, ob er wollte oder nicht, aber schließlich doch mit Aufatmen in den Gehorsam des Soldaten. Und als er sich aus langem Nachdenken erhob, drängte sich ihm der Wunsch auf, den Dienst in Frankreich in nicht allzu ferner Zeit verlassen zu können. Eines aber fühlte er sicher: Man hatte ihn gewarnt. Eine Art Furchtgefühl beschlich ihn, das gute Verhältnis, in dem er zum Könige stand, könnte durch eine unterirdische Macht getrübt werden, und er brannte auf die Gelegenheit, den König erneut davon zu überzeugen, daß die Schweizergarde das unentbehrliche Machtmittel in der Hand der Regierung sei.

Graf d'Aiguillon reiste einige Tage später ab in Begleitung des Hauptmanns Pfyffer aus Luzern mit einem Handschreiben des Königs und einer besonderen Empfehlung Freulers. Die Gesandtschaft hatte besten Erfolg. Die Kompagnien der Schweizergarden waren innerhalb zweier Monate aufgefüllt. Die Manneszucht, streng gehandhabt, trug bald ihre Früchte, und als der Befehl des Königs eintraf, das Belagerungsheer von Montmélan zu verstärken, ritt Freuler am Tage des Abmarsches vor die Front und sagte:

«Mit Stolz dürfen wir bekennen, daß niemals der Erfolg gefehlt hat, wenn wir eingegriffen haben. Der neue Feldzug soll dem König und der Schweizergarde zum Ruhm ausschlagen. Zeigt dem Feind, wenn ihr zum Siege entschlossen seid, daß es keinen furchtbareren Gegner gibt!»

Als die siegreiche Garde in Paris wieder ein-

rückte, erhielt Kaspar Freuler die Nachricht, daß seine beiden Söhne ihn erwarteten. Sie hatten den Weg von Glarus nach Paris zu Fuß zurückgelegt. Der Oberst stellte seinen Ältesten, Kaspar Joseph, in die sogenannte Obersten-Kompagnie, die er neben dem Kommando des Regiments selbst führte, als Fahnenjunker ein und den jüngeren Fridolin in die achte Kompagnie des Graubündners von Mundt.

Mit Sorgen vernahm Freuler, daß seine Gattin seit Monaten schon kränkele, allein der anstrengende Dienst ließ ihn kaum zur Besinnung kommen. Solange die regelmäßigen Berichte seiner Gattin bei ihm eintrafen, die alles tat, um ihn über jede Einzelheit und jeden Fortschritt auf dem laufenden zu halten, hielt er die Krankheit, von der Kaspar Joseph berichtet hatte, nicht für eine ernsthafte Gefahr, auch verspürte er nur geringe Lust, gegenwärtig nach Nafels zurückzukehren. Niemals erwähnte seine Frau das geringste von ihrem körperlichen Leiden, so daß Freuler nicht anstand, seinem Mißmut Ausdruck zu verleihen, weil ihm, dem Ungeduldigen, die Arbeiten zu langsam fortschritten.

Frau Margarita berichtete u. a., daß die Anwerbung von Maurern sehr schwierig gewesen und der Hausbau bis zum ersten Stockwerk gediehen sei. Man vermutete, daß die zureisenden Arbeiter von der Bevölkerung gewarnt und zurückgehalten würden. Zudem habe wochenlang schlechtes Wetter die weiteren Arbeiten verhindert. Fridolin meldete, daß Meister Fries wiederholt zur Mutter geäußert habe:

«Unter solchen Umständen ist an eine Fertigstellung des Baus im laufenden Jahre nicht zu denken.»

Um so lieber vertiefte sich Freuler in die Pläne seines Baumeisters, die nun durch den Kunstschreiner und Intarsisten Burmoß ausgeführt wurden. Stundenlang konnte er sie beschauen, weil sie im ganzen und in jeder Einzelheit immer wieder sein Wohlgefallen hervorriefen.

V.

Als Freuler mit der Neubewaffnung und Reorganisation der Schweizergarde beschäftigt war, traf ihn der Antrag Bernhards v. Weimar, zu ihm überzutreten, und zwar mit dem Range eines Generalmajors. Dieser Verlockung begegnete Ludwig XIII. dadurch, daß er den Obersten der Schweizergarde den Generalleutnants seiner übrigen Garde gleichstellte.

Am vierzigsten Geburtstag der Königin Anna, der am 22. September gefeiert wurde, erhielt Freuler eine Einladung zur Hofafel und zu dem anschließenden Gartenfeste.

Nicht ohne Absicht hatte man bei dieser Gelegenheit den Liebhaber der Königin Anna, die Hofdame Sais von Chabannes, an seine Seite gesetzt, und man sah es mit Genugtuung, daß der Oberst die große Zurückhaltung, die er gegen die Favoritin der Königin an den Tag legte, allmählich aufgab.

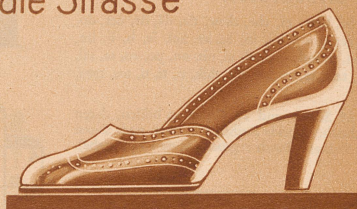
Sais von Chabannes saß an diesem Tage, mit einem steifen gelben Seidenkleide angetan, das prall ihre zarte Figur am Oberkörper umschloß und sich nach unten glockenartig erweiterte, fast unbeweglich neben dem Obersten. Aus dem wie ein Kelch sich öffnenden Kragen stieg ihr von schwarzem Haar umrahmtes Köpflein auf, das fast noch die Zartheit eines Kindes zeigte. Ueber ihr steifes Gewand wallte ein Schleier, der mit ungezählten geschliffenen gläsernen Zierraten besetzt war, so daß auch bei einer leichten Bewegung ein Silberrieseln von ihr ausging. Ihr Gesicht war stark auf die Gesichtsknochen zurückgebildet, so daß man an Stirne, Augenhöhlen und Kinn die beinerne Unterlage der Haut fast hindurchsah. Die Augen hielt sie fast immer geschlossen; sobald sie jedoch die Wimpern hob, schien das Antlitz noch kleiner zu werden, da die beiden großen dunkeln Augen das feine Gesicht völlig beherrschten. Den Mund öffnete sie nur so, daß man, wie bei einem Häselein, zwischen den zinnroten Lippen vier Zähnnchen sah. Die Schweizer Offiziere nannten sie deshalb das «Hasenmäulchen».

Kaspar Freuler, von sehr ansehnlichem Wuchse, langbeinig, aber von etwas kurzem Oberkörper und breiten Schultern, dem das Hofkleid weniger gut saß als Uniform und Rüstung, gewann erst Ansehnlichkeit, wenn er sich erhob. Sein in der Mitte gescheiteltes Langhaar, das voll auf beide Schultern herabfiel, stauchte seinen Oberkörper noch mehr, und das kunstvoll geschlossene Seidentuch mit großer Schleife auf der Brust, das er zur Hoftracht trug, verstärkte den Eindruck, als wäre sein Kopf direkt auf den Schultern angewachsen.

(Fortsetzung folgt)



Für die Strasse



Für den Nachmittag u. Abend



Die neuesten
BALLY
*Modelle für die
elegante Dame*